

Genua-New York

Autor(en): **Slutskaja, Lilja**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **6 (1930)**

Heft 24: *

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-755838>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

GENUA- NEW YORK

von Lilja Slutskaja



Wenn die Sonne Europas — Italien — einen öden Fleck hat, so ist es die Lombardische Ebene: ihr «Industriequartier». Und groß ist nur das ununterbrochene Aufsteigen roter und schwarzer Eisentürme der aus der Schweiz herausgesandten Starkstromleitungen.

Man ist froh, wenn man die Gegend genügend kennt, um sich nicht innerlich verpflichtet zu fühlen, zum Fenster hinausschauen zu müssen. Und wenn man noch das obligatorisch packende Reisebuch mit sich führt, vergehen unbemerkt einige Stunden, bis auf einmal huschende Schatten plötzlicher Hügelketten in den Wagen hereinzufallen beginnen. Dann kommt ein langer Tunnel, ein Halt in Finsternis, ein Ruck — und etwas Weites, Luftiges, Goldenes, Schimmerndes blendet plötzlich die Augen: das ist Genua. Man kann wohl über Genua schreiben — nicht aber es beschreiben: Genua muß man erleben.

Auf den Hausdächern bewegen sich im leichten Winde die bleiernen Reihen nasser Wäschestücke. Und auf den Schiffsseilen wirbeln und flattern und winken lustige, bunte Fähnlein ein freundliches Willkommen.

Die schweren dunklen Mauern der Hafengebauten erheben sich direkt aus dem Wasser. Dazwischen schlängeln sich die Güterzüge. Und ganz eng an die Mauern angegossen, auf gespannten Seilen und Ketten, wie große und kleine Wachthunde — Barken, Boote und Schiffe und wie gefangene Walfische —, die glatten, schwarzen Rümpfe der Ueberseer.

Und auf einer der glatten Wände, die aus dem gläsernen Wasser langsam in die Höhe steigen, liest man vier klare und stolze, in ihrer Einfachheit so schöne Buchstaben: «ROMA».

Die gedeckte Halle des Piers ist voll nervöser Menschen. Zwei junge Carabinieri sind einem wahren Ansturm von Fragen ausgesetzt. Fest und ruhig stehen beide im Wirbel. Geduldig und ruhig sind ihre Antworten. Und sie lächeln. Ein Strahl blendender Zähne in schönen, dunklen Gesichtern, warmes Leuchten brauner, schwarz bewimperter Augen. Sie lächeln die arme Frau mit einem blassen Kinde an, den kecken Bubikopf, das dicke Ehepaar, die Dame. So gar nicht pflichtgemäß — ganz selbstverständlich.

So viele Schiffe liegen da im weiten Hafen, besternt, gestreift, bemalt, unruhig, bunt und «Roma» zwischen drinn. Rein zeichnet sich der Umriss: schwarz und weiß. Und zu dem dunkelblauen Stückchen Himmel, inmitten grauer Wolken, steigt von dem höchsten Mast die Flagge: feuerrot. Des Schwarzen Ernst, des Weißen Reinheit, des Glaubens Blau und Rot der Liebe: So ist «ROMA».

Noch verbindet uns das letzte Band mit dem Ufer: — die letzte Brücke. Die Angestellten eilen hastig hin und her mit verspäteter Post, vergessenen Paketen, Blumen. Die Spannung wächst. Jetzt ist die Brücke leer, wird aufgezogen. Einige Matrosen befestigen, über Bord hängend, mit einer Hand, die Leitern. Auf großen Spulen rollen schwere Kettenringe und ziehen die Anker hoch. Man wird frei. Und plötzlich wird die Luft durch starkes Dröhnen zersprengt: der Ruf der Schiffssirene. Dann kommt das große Zittern, der Boden wankt. Noch einmal füllt der Ruf die Luft, gedehnt und heulend. Und jetzt — die ungezählten Boote rings um das Schiff fliehen auseinander. Ganz leicht löst sich die «Roma» vom Platze. Großes Schweigen herrscht um und auf dem Schiff. Nur noch die Luft vibriert

vom letzten Rufe. Man gleitet leise weiter, weg von allem, was am Ufer blieb und jetzt nur noch als Farben schimmert. Auch das wird klein und weit. Wir gleiten vorwärts.

Der dichtgedrängte Hafen öffnet uns den Weg. Wie eine Ehrenwache zieht das Spalier der Dampfer, Barken, Boote. Einige Ruderboote fahren mit uns um die Wette, doch bleiben sie zurück. Jetzt führt der Weg vorbei an toten Schiffen, rostrot und leer, verankert zur letzten Ruhe im sichern Hafen.

Der Ausblick wird nun breiter. Noch einmal dröhnt der Ruf der Sirene mächtig und feierlich wie Osterglocken. Doch plötzlich erklingt ganz festlich die Militärmusik, schön und reich, wie Lust und Leben. Das ist das Lebewohl der Schüler der Marine. Stramm stehen sie und schlank auf ihrem Schiffe und strecken stolz den rechten Arm hoch: das ist der alte «Römergruß» an «Roma». Die Klänge der Musik begleiten uns während der Ausfahrt. Jetzt sind nur noch wenige Dampfer da und keine Boote mehr. Auch gleiten wir nicht mehr. Scharf schneidet der Kiel ins Meer; zwei hohe Wellenkämme laufen auseinander. Die Luft entwickelt sich nun beim raschen Vorstoß zum Winde. Und offen liegt die See in weiter, schwerer Rundung. Und «Roma» sendet nun mit aller Wucht den letzten Ruf ins Flimmern des Meeres, ins offene Gewölbe des Himmels und der Luft.

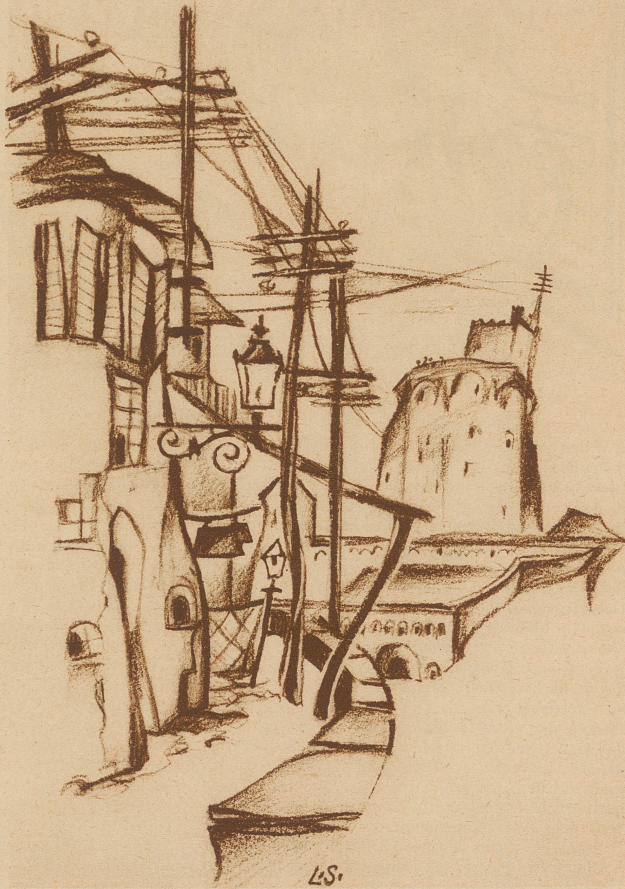
In Neapel legen wir noch einmal an, ehe es über See geht. Direkt vor uns, doch jenseits des Piers, wird da ein großer Dampfer aus Liverpool mit Kohle beladen. Auf allem, was sich in der Tiefe befindet, lagert der feuchte Staub der Kohle. Unter den gewölbten Flanken des «Liverpoolers» schaffen die Menschen auf großen schwarzen Barken. Und wie! In welchem Tempo! Die einen graben fieberhaft in den dunkeln Eingeweidern ihrer Boote und füllen die Körbe; die andern, eben herzugehauert, werfen diese auf die Schultern, rennen über die schwankenden Bretter, die zu den offenen Kohlenluken des Dampfers führen, kehren die Körbe, fast ohne aufzuschauen, in die gähnenden Oeffnungen um und eilen zurück zu neuer Ladung. Aber was für Leute sind das: Hafenerbeiter — die verlorensten aller Verlorenen, Abfälle des Lebens.

Aus den Lumpen schauen abgezehrte Gliedmaßen, lange, nackte Beine, faltige Bäuche, knochige Rücken, knotige Armmuskeln, alles schwarz und braun, fleckig, scheckig: Körper, Gesichter, Lumpen, ihre ganze Existenz durch Kohle zerfressen. Unendlich viele kleine Körbechen füllen den Riesenbauch des Dampfers; es scheint so unsinnig, unzeitgemäß, so komisch.

Die Oberfläche des Wassers unten in der Tiefe ist schwer und undurchsichtig; darauf schwimmen klebrig die bunten Flecke der Oelringe. In einem schmutzigen Boote kreist langsam ein Greis mit einem schäbigen Buben; sie bücken sich immer über Bord und sammeln die Abfälle, welche im schweren, schlammigen Wasser schaukeln: faule Orangen, Papier, Konservendbüchsen. Alles wird in der Hand gedreht, genau betrachtet und dann auf den Boden des Bootes gelegt. Dann spähen sie nach neuer Beute aus.

Am Morgen verlassen wir den Hafen. Schön gekleidete, saubere Menschen werfen, auf den Reeling gestützt, die letzten Blicke nach unten, auf die letzten Nachhuten des festen Bodens. Jetzt wird nichts mehr als Wasser sein bis New York.

Lautlos gleiten wir vorbei an dem schon ge-



ladenen «Liverpooler». Auf seinem Deck winken uns mit Taschentüchern einige Passagiere und schauen uns nach. Und wir, wir sehen, was ihnen dort verborgen bleibt: die schwarzen Mauern ihres Schiffes, unter ihnen in der Tiefe versinkend. Ganz weit unten, fast über dem Wasserspiegel, biegen sich die Mauern nach innen und werfen einen tiefen, schwarzen Schatten. Die runden Kohlenluken im Schatten sind noch offen, aber die Bretter halb eingezogen. Sie schauen aus den Luken in einer langen, ungleichmäßigen Reihe hervor, wie abgebrochene Zinken eines schmutzigen Riesenkammes.



Auf jedem Brett ruhen lang ausgestreckt, auf dem Bauche, mit den Beinen im Innern des Schiffes, eine Reihe elender Wesen: die Kohlenträger. Sie stützen sich auf die Bretter mit Brust und Armen, die Köpfe aus den dunkeln Löchern streckend, aus jedem Loch einer, aus manchen zwei. Sie sind ganz schwarz wie Masken, ihre Lippen bläulichrot, ihre Zähne blitzen in breitem Grinsen, das Weiß ihrer Augen verdreht nach oben. Alle schauen hinauf auf die gepflegten Leute auf dem obersten Verdeck der «Roma». Und sie rufen uns etwas zu. Immer breiter wird ihr Grinsen über die eigenen Worte. Sie begleiten das Unverständliche mit schamlosen Gesten. Langsam fahren wir vorbei, überschüttet von ihrem Schimpf und Spott, der letzten Waffe ihres verlorenen Lebens, dem Haß der Verworfenen.

Der leichte Windstoß dringt ins offene Rundfenster, zugleich mit einem warmen Strahl der Morgensonne. Man erwacht ganz plötzlich, aber erfährt sofort das leichte Vibrieren der Wände und das entfernte Plätschern der Wellen in der Tiefe. Zugleich vernimmt das Ohr das Fließen des erhitzten Meerwassers im anschließenden Bade. Im Nu ist man auf den Beinen, um ins kräftige, heiße Salzwasser hineinzusteigen. Dann eilt man aufs Deck und atmet mit Genuß die erfrischende Seeluft ein, um hierauf doch schließlich an eines der kleinen Tischen des großen Speisesaales zu gelangen. Da gibt es alle die schmackhaften Erfindungen Amerikas: verschiedene Kornsorten, getrocknet und geröstet, gemahlen und gerieben, mit feinem Zucker überstreut und in dickem Rahm aufgelöst, frische Brötchen und heiße Pfannkuchen, goldenen Honig, Orangensaft in Kristallbechern und Grape fruits in flachen Glasschalen und duftenden Kaffee in schweren Silberkannen. Ungerne scheidet man vom Tische und geht ganz langsam aufs Deck. Die Promenade ist schon voll; die Liegestühle sind bereit. Der Steward eilt den Passagieren eifrig entgegen, versenkt sie zärtlich in die Liegestühle und wickelt sie sorgfältig in warme Reisendecken. Dann kann man liegen — und liegen — und machen, was man will. Ich lasse das mitgebrachte Buch bald auf den Boden sinken und meinen Blick auf der weiten Silberfläche des Meeres ruhen. Doch rennen ununterbrochen, wie unruhige Geister, die sportliebenden Damen vorüber, die auch hier ihren täglichen Spaziergang nicht vermissen wollen. Viele hundert Meter werden zurückgelegt bei jeder Umkreisung der Promenade; bald können sie die Strecken in Seemeilen zählen. Mechanisch schaut man auf die schlanken Beine und gespannten Jumpers — ein reiches Feld zu Anatomie- und Strumpfstudien.

Da kommen wieder Kellner mit Tabletten. Nun gibt es heiße, duftende Bouillon in Tassen. Hinter den Kellnern marschieren hübsche Knaben in strammer Uniform und tragen feierlich zierliche Silberkörbchen mit Gebäck. Ein älterer, ernster Amerikaner bemüht sich neben mir um seine blonde Frau. Er legt einen weichen, warmen Pelz um ihre Schultern. Heute ist sie ganz in blau — erst gestern ganz in rosa. Und immer gibt er ihr einen andern Pelz. Immer anders sind ihre kleinen Reishütchen und Schuhe.

Schließlich zieht's mich dorthin, wo gespielt wird. So viele junge Menschen sind hier beim Tennis, Ball- und Brettenspiel. Die Tür des Turnsaales ist offen; die Kleinen turnen, reiten, fahren Rad und fechten. Wie ein Inquisitionssaal erscheint der Raum mit all den Geräten, wie drollige Gespenster die Kinder in den Fausthandschuhen und Masken.

Zuoberst, im Bereiche des Kapitäns, steht eine Dame in lebhaftem Gespräch mit Offizieren. Es wird gefragt, bejaht, verneint, gescherzt, gelacht. Durch die Unterhaltung angelockt, erscheint der Kapitän. Erschrocken verstummen die jungen Männer. Sie haben die Disziplin verletzt. «So, so, gefallen Ihnen denn die Seeleute?» fragt er halb verdriehlich die Dame. «Das auch», lächelt sie ganz ruhig; «aber es ist nicht das allein. Wenn man in Frankreich ist, trinkt man Wein. Geht man nach Deutschland, so verlangt man...»

«Bier!» lacht jetzt laut der Kapitän. «Ganz richtig; man hat genug von trockenen Herren im Lande. Und ist man auf dem Schiff, so sind's die Seeleute, die man probiert.»

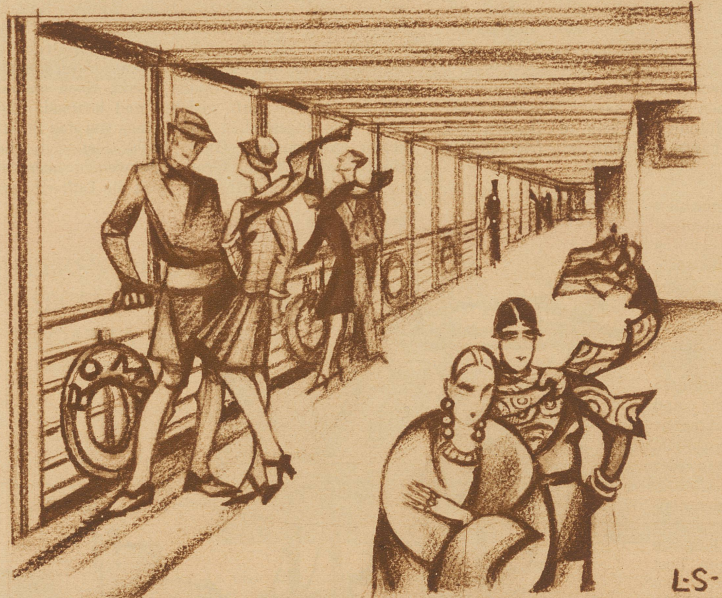
In den Luxuskabinen ist das Leben schön und leicht. Die amerikanischen Damen zogen auf der Europafahrt zum letztenmal ihre «vorjährigen» Toiletten an, um jetzt auf dem Rückweg ihre neu gekaufte Garderobe der Reihe nach auszuprobieren. Es gibt manche Einzelreisende, aber doch mehr Familien, stille Männer und ihre Frauen, gelangweilt und formlos, durch die Konvention zu stark ausgeschnittener, heller, duftiger Kleider verurteilt.

den Kapitän und die Offiziere bei den Mahlzeiten. Sonst schlendern sie in freien Stunden auf dem Deck auf und ab, stehen in kleineren Gruppen an den Geländern, schauen in die beleuchteten Fenster des Tansaales — dürfen aber nichts anfangen, d. h. dürfen den Damen den Hof nicht machen, was in andern Ländern zu ihren Hauptpflichten gehört. Hier und da wird die Disziplin durchbrochen; aber in diesem Falle späten sie wie unartige Buben nach dem Kapitän aus.

In der ganzen Länge des Schiffes zieht sich ein langer, durch elektrische Birnen erleuchteter Korridor, wie ein tiefelegener Tunnel. Das ist das große «Boulevard» der dritten Klasse. Die offene Plattform ist den Blicken der höher gelegenen Decks zu stark ausgesetzt.

Im langen Korridor aber sitzen Frauen und Kinder in Häufchen auf dem Boden, obwohl Liegestühle vorhanden sind. An ihnen vorbei spazieren in gedrängten Gruppen Burschen hin und zurück, wie in den Hauptstraßen kleiner Provinzstädte. Prachtvolle Köpfe haben die Burschen, charaktervoll, rassig. Ihre Augen sind lebhaft, die Gesichter ausdrucksvoll. Diese Leute haben einst dem Kino zum «Apachen» verholten. Jetzt lernen sie selbst beim Kino, wie sie ihren Charakter besonders «stills» zur Schau tragen können. Die Schultern sind doppelt gehoben und die Hände doppelt tief in den Taschen versenkt, die Mütze extra fest in die Stirne gedrückt und die Kragenlosigkeit durch extra auffallende Halstücher unterstrichen.

Die Matrosen haben beim schönen Wetter nicht



Auf den rötlichen Falten ihrer dicken Haut liegen Schmucksachen, die durch Aladins Wunderlampe hervorgezaubert sein könnten: schwer, herrlich modelliert, in den Farben abgestimmt — Inspirationen größter Juweliere —, nur wenige erschwinglich. Die Töchter sind schlank, lebhaft, elegant, natürlich, aber allzu sicher: sicher ihrer durchtrainierten Körper, ihrer Kleidung, ihrer sozialen Ueberlegenheit. Und dann einige ältliche Ehepaare, vornehm und zurückhaltend. Ihre Haare sind weiß, aber die Gesichter jugendlich und klar. Sie gehören jener Klasse eines demokratischen Landes an, die durch die Demokratie selbst zu besonderer Exklusivität getrieben wird. Es sind einige junge italienische Herren da, so auffallend schön, so gut gekleidet, daß man sich fragt, ob sie nicht von der Schiffahrtsgesellschaft extra für Hin- und Herfahrten engagiert werden, um es den Damen auch an Tanzpartnern nicht fehlen zu lassen, besonders deshalb, weil dem Schiffskommando der Verkehr mit den Passagieren durch die neue Disziplin verboten ist.

Ein Extra-Speisesaal, eingekleint zwischen der Bibliothek und dem Kinderrestaurant, vereinigt

viel zu tun. Daher wird auf dem ganzen Schiffe ununterbrochen geputzt, gewischt, gekratzt, gemalt, gebunden und an den Rettungsbooten herumprobiert. Ein hübscher Schiffsjunge bewacht ständig die Treppen, die zu den verschiedenen Decks führen und sie miteinander verbinden. Das Schiff ist nur der Luxuskajüte offen. Auf manchen neuen Schiffslinien ist die 2. Klasse viel besser eingerichtet als die 1. älterer Schiffe. Aber die Freiheit, aus ihren Grenzen herauszugehen, hat sie nicht. Das ist das Privilegium des «Salon», ihm gehört das Schiff.

Das Wetter ist warm und ruhig. Es gibt viel gute Musik. Sie gibt allen Lebenserscheinungen einen stimmungsvollen Hintergrund. Die Musik spielt, und die Worte der Frauen bekommen Rhythmus, ihre Augen werden tiefer, ihre Bewegungen langsam und lockend. Das Leben wird so schön, so leicht. Leicht gehen die kleinen Füße über die weichen Teppiche, gleiten wie aufgelöst über den polierten Marmor des Tanzbodens. Verjüngt sind die Gesichter, sorgenfrei. Die Vergangenheit liegt weit zurück, die Zukunft — weit, so weit — auf dem Festland. Hier ist die — Gegenwart.

(Schluß folgt)